

# Unser Teltow

Heimatbeilage zum Teltower Kreisblatt

Herausgegeben unter Mitwirkung des Heimatmuseums-Vereins Kreis Teltow

Ausgabe 14

Freitag, den 20. August

1937

## Die Grenzziehung zwischen Schönefeld und Waltersdorf vom 21. Mai 1771

Mitgeteilt von R. Grubdorff, Berlin-Brick.

Pro notitia.

1. Der erste Grenzstein und Hügel ist auf Schönefeld'schem Boden.
2. Der zweite auf Waltersdorf'schen gegenüber — heißen beide: Nr. 1.
3. Der dritte und vierte auf Schönefeld'schem Boden, woselbst eine ? Schmiege" gehet, bezeichnet den Fortgang wie auch den fünften und sechsten, bei welchen der Schleiweg vorbeigehet.
1. Der siebente Stein beschließt die Grenze und heißt „am Siethenschen Felde“.

Schönefeld bei Rudow, 21. 5. 1776.

gez. Bieliß,

Dom Kapitel Verwalter,  
Domkirchenrat.

Nach vollendeter Vermessung des im Teltow'schen Kreise liegenden Kronprinzlichen Amts Waltersdorf und dessen Grenzen überal, mithin auch mit dem angrenzenden Dom-Dorfe Schönefeld bei Rudow bezogen worden.

Terminus hierbei war auf den 21. Mai 1776 angesetzt und da der mündlichen ante terminus geschehenen Aussage der Schönefeld'schen Dorfgerichten nach, die Grenze zwischen Waltersdorf und Schönefeld unverändert geblieben, auch im Dom-Archiv vorhandene Karte von letzterem Dorfe vermerkten Grenzsteine und Hügel auch vorhanden, trug ich kein Bedenken, ohne bei Euer Hoch Freyherrlichen Excellenz und Einem hochlöblichen Dom-Direktorio dieserhalb Anfragen zu stellen, dem Grenz-Bezug mit der gesamten Gemeinde Schönefeld beizuwohnen. In Gegenwart sämtlicher Interessenten die in der Karte vermerkten und richtig erkannten Grenzhügel und Steine von neuem zu behügeln, erstere mit Steinen, und überhaupt sämtliche Mahle mit Eiern (?) versehen zu lassen, auch die hergebrachten Gewohnheiten bei solcher Gelegenheit vorzunehmen.

Hierüber ist ein Rezeß angefertigt, da er von den übrigen Interessenten vollzogen worden, auch von mir namens Illustro Collegii gezeichnet werden soll.

Da nun selbiger richtig abgefaßt und mit meinem Aufsatze Fol. 2. Akt stimmt, so erbitte mir die gnädige und geneigte Erlaubnis, solchen Rezeß vollziehen zu können. Unterthänigst, gehorsamst und wie auch die Feststellung der mir für diese Kommission zukommenden Diäten der 2 Thaler zu deren Auszahlung beiliegende Ordre an die Domkasse erfolgt.

gez. Bieliß, 4. 10. 1776.

Attum.

Am Waltersdorf, 21. 5. 1776.

Es fanden sich an der Waltersdorf, Schönefeld und Bohnsdorf'schen Grenze ein:

A. Von Brinklicher Seite:

1. Herr Oberamtmann Müller,
2. Subscripter Justitiarius,
3. Herr Hegemeister Kersten aus Schulzendorf für seinen krank gewordenen Bruder, den Herrn Förster Kersten zu Nachow,
1. der Herr Condukteur Ballhausen nebst folgenden Unterthanen aus Waltersdorf:
  1. der Schulze und Bauer Johann Svone,
  2. der Bauer Christian Stahlberg,
  3. der Bauer Andreas Paul,
  4. der Bauer Michael Röhl,
  5. der Bauer Michael Paul,
  6. der Bauer Gottfried Damm,
  7. der Bauer Martin Joehert,
  8. der Bauer George Kohde,
  9. der Bauer Christoph Paul,
  10. die Bauer-Witwe Raehlen,
  11. der Cossäthe und Gerichtschöppe Johann George Koch,
  12. der Cossäthe Michael Paul,
  13. der Cossäthe Martin Süther,
  14. der Cossäthe Christoph Nagel,
  15. der Cossäthe Martin Sud.

B. Von Seiten eines hochlöblichen Dom Kirchen Directori als Grundhererschaft des Dorfes Schönefeld und des dasigen Brinzlichen Vorwerks:

1. der Herr Capitel-Verwalter Bieliß,
2. der königliche Feldjäger Herr Carl Immanuel Kersten nomine seiner Mutter der Frau Förster-Ww. Kersten und aus der Gemeinde:
  1. der Schulze George Gebert,
  2. der Gerichtschöppe und Bauer Johann Walbow,
  3. der Bauer und Gerichtschöppe Friedrich Wilde,
  4. der Bauer Martin Fredersdorf,
  5. der Bauer Peter Wegener,
  6. der Bauer Friedrich Kofke,
  7. der Bauer Michael Happe,
  8. der Bauer Christian Fischer,
  9. der Bauer Gottfried Dieter,
  10. der Bauer Martin Barthold,
  11. der Cossäthe George Walbow,
  12. der Cossäthe Christian Fernick,
  13. der Cossäthe George ? Balde ?.

Hierauf wurde zur Beziehung der Grenze oben angeführter Interessenten geschritten und damit bei erwähnter Waltersdorf-Schönefeld-Bohnsdorfer Grenze der Anfang gemacht. Bei dieser wurden 2 Hügel angetroffen, von beiden Teilen als richtig anerkannt und in der Absicht renovirt.

Von selbigen Hügeln der eine auf der Schönefelder und der andere auf der Waltersdorfer Territorio. Und beide sind voneinander nicht eine Rute entfernt und Nr. 1 benannt worden. Von diesen beiden Hügeln ging es gegen Mittag zu und wurde ein anderweitiger Hügel Nr. 2, welcher von ersteren beiden 34 Ruten 2 Fuß entfernt ist, angetroffen, weil er etwas zerfallen war, wieder aufgetragen und mit Hammerschlag, Kohlen und Glas versehen. Von solchem wurde die Grenze immer weiter in gerader Linie nach Mittag zu gezogen, und vorgefunden Nr. 3, Nr. 4, Nr. 5 der Hügel und Nr. 6 ein Stein. Der Hügel Nr. 3 ist entfernt-

von Nr. 2 5 Ruten 4 Fuß. Der Hügel Nr. 4 von Nr. 3 24 Ruten, der Hügel Nr. 5 von Nr. 4 20 Ruten 1 Fuß und Stein Nr. 6 von Hügel Nr. 5 20 Ruten 8 Fuß.

Von den Nr. 6 erreichten Stein geht die Grenze an den Schleifweg heran, verfolgt diesen Weg und geht bis zum Stein, welcher die Schönefeld-Waltersdorfer und Diepenseeer Grenze festlegt und ist dieser Stein von Nr. 6 wie vorgebracht, in der Linie 44 Ruten 3 Fuß entfernt.

• Womit denn die Grenz-Beziehung ab Seiten des prinzipiellen Vorwerks und Dorfes Waltersdorf mit dem Vorwerke und Dorfe Schönefeld genehmigt und diesem Protokoll von oben gedachten Interessierten eigenhändig unterschrieben und besiegelt worden.

(L.S.) gez. Unterschriften.

Quelle: Akten des Dom-Kirchen-Archivs.

## Wird Deutschland wasserarme Steppe? Gedanken zur Flußregulierung und Moorkultur auch im Teltow

Von Carl Klein.

(Schluß)

Dem mit dem Verschwinden der „Krausigkeit“ des Talbodens kommen neue, mit großer Regelmäßigkeit wehende Talwinde auf, die das Entstehen von Tau verhindern und die Bodenkohlensäure wegführen. Das Ufergehölz wirkt ausgleichend; es saugt in Zeiten des Wasserüberschusses erhebliche Mengen durch seine Blattmassen ab und gibt sie als Dampf in die Luft; in Zeiten der Dürre erhält es den Tau, von dem unsere Pflanzen monatelang leben können (die berühmten Redwoodwälder der kalifornischen Küste leben 300 Tage im Jahr nur von Tau und Nebel!); es befestigt die Ufer und verhindert durch seinen Schatten, daß der Bach durch Krautwuchs verstopft wird. Die reißbrettmäßige Begrabung der Bäche verstärkt noch den Talwind, verstärkt also die biologische Unausgeglichenheit mit all ihren schädlichen Wirkungen, und am Ende muß man eben feststellen, daß selbst bei solchen anscheinend so harmlosen und einfachen Aufgaben das Wasser, wie immer, sich ganz anders benimmt, als Reißbrett und Regenschieber es vorher bestimmt hatten: Aus nassen Wiesen werden trodene — das war die Absicht; dann wird ein Teil von ihnen zu Acker — das sieht nach besonderem Erfolg aus, ist aber bereits ein Zeichen beginnender Versteppung. Und schließlich vertrocknen die alten Acker, die weit seitab liegen und an die bei der Wiesenverbesserung niemand gedacht hat, und müssen mit Stiefeln aufgeföhrt werden. Und an den Berghängen über den Talwiesen vertrocknen die Rischbäume, die doch mit dem Bach gar nichts zu tun haben, der so viele Meter tiefer unten einst sich schlängelte und jetzt in einem nackten Gerinne flüßlos, baumlos dahintritt.

Erschreckend mehrten sich im ganzen Reich die Feststellungen, daß große und kleine Kulturmaßnahmen heute, etwa 30 Jahre nach ihrer Ausführung, ins Gegenteil umgeschlagen sind und den landwirtschaftlichen Ertrag nicht nur der „meliorierten“, sondern auch der höher gelegenen Flächen infolge Austrocknung auf die Hälfte des einstigen, als ungenügend bezeichneten vermindert haben. Mit kostspieligen, aber mechanistisch gedachten Arbeiten hat man das alte Lebensgleichgewicht zerstört, mit gleich mechanistischen und gleich kostspieligen Vorschlägen sucht man es durch Bau und Betrieb von Regenanlagen wiederherzustellen. (Eine Wassergenossenschaft an der Elbe plant mit Hilfe von fünf Schöpfwerken  $2\frac{1}{2}$  Sekundenkilometer Wasser aus dem Strom in das einst entwässerte Land zurückzupumpen. Kostenaufwand 500 000 bis 1 000 000 R.M.; das ist ungefähr soviel, als die ganze zu bewässernde Fläche heute wert ist.)

Einer solchen Technik, welche die Grenzen des ihr Erlaubten noch nicht kennt und wegen ihrer mechanistischen Einstellung auch nicht erkennen kann, bei der es immer wahrscheinlicher wird, daß das Unheil, das sie schafft, größer ist als das Gute, das sie beabsichtigt, leiht der Staat seine gewaltigen Machtmittel. Damit ist die riesengroße und tragische Gefahr gegeben, daß er in bester Absicht seine eigenen Grundlagen untergräbt, nur weil ihm in der Wasser- und Kulturbaukunst nicht dieselbe seiner Aufgabe und Geisteshaltung gemäße Führung zur Verfügung steht wie in der Forstwirtschaft und im Straßenbau. Zeigt sich jetzt schon überall im Reich Versteppung der Landschaften als Spätfolge der bisherigen Handhabung der Wasserwirtschaft, so wird diese dann, wenn in der gleichen Art wie bisher, aber in so vielfach größerem Ausmaß weitergearbeitet wird, nicht nur einen bedrohlichen, sondern einen vernichtenden Umfang annehmen. Denn dann wird die Ernährung von der eigenen Scholle unmöglich.

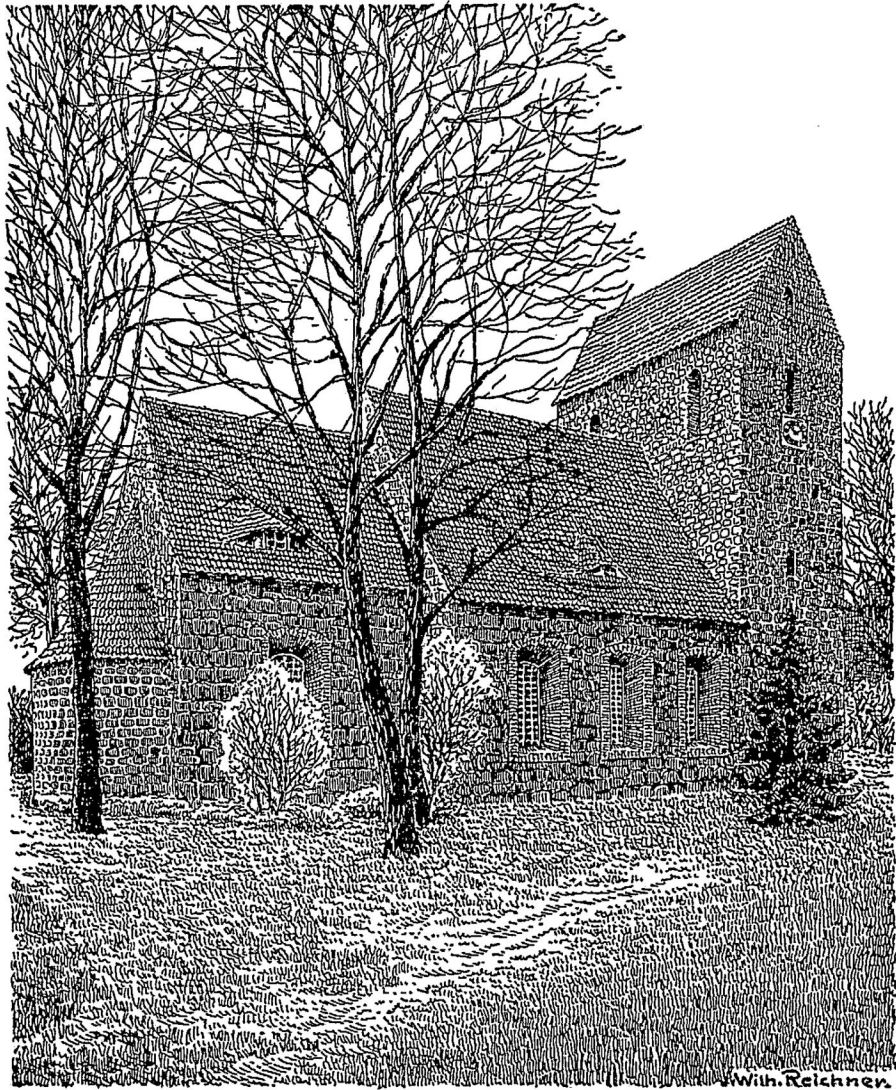
Diese Gefahr ist deshalb so riesengroß, weil mangels einer einheitlichen verantwortungsbewußten Führung des Wasserhaushalts des Reiches jedes Amt, jeder Bürgermeister und Kreisleiter die Austrocknung Deutschlands nach seinem Belieben vorwärts treiben kann und die Wirkung der einzelnen Maßnahmen sich dadurch unberechenbar vervielfacht. Die Gefahr wird aber noch größer um einer ganz besonderen Tatsache willen, auf die Wissenschaft und Technik noch nicht geachtet haben.

Aus vielfältigen Anzeichen auf den verschiedensten Gebieten geht unzweifelbar hervor, daß das Klima in Mitteleuropa nach vier Jahrhunderten größerer Feuchtigkeit eben jetzt wieder zurückschwingt zu einem dem mittelalterlichen ähnlichen Maß größerer Trockenheit. Daß die Meteorologie nichts davon weiß, besagt nichts. Sie hat ja auch keine Zahlenbelege für die doch vorhandenen Gletscherbewegungen; diese aber gehen wider alle seit 1500 gewohnte Gesetzmäßigkeit seit 25 Jahren zurück auf ihre mittelalterliche Ausdehnung. Pflanzen und Kleintiere sind zudem viel empfindlichere Anzeiger für Klimazustände als irgendwelche Meßinstrumente. Die Einwanderung pontischer Pflanzen und Tiere, das Absterben atlantischer beweisen unwiderleglich, daß die Steppe unauffällig von Osten nach Südosten hereinrückt. Eine noch unermeßbare Veränderung des Südklimas bewirkt aber bereits meßbare Veränderungen im Bodenklima und damit im Wasserhaushalt des Untergrundes.

Ein solches wärmeres und trodeneres Klima war die eigentliche Grundlage von Glanz und Größe des römischen Reiches deutscher Nation. Denn es hatte reiche Wasservorräte, hatte in den Tausenden von Fischteichen und Wühlweihern eine glänzende, nach naturföchtiger häuerlicher Weisheit, nicht nach intellektuellen Laboratoriumsversuchen geregelte Wasserrückhaltung und konnte es sich leisten, seine Flüsse in weiten Eichenwäldern und unbefiedelten Talböden hinströmen zu lassen. Daß zum Zeitalter der Technisierung und Zerpaltung ein feuchteres Klima gehörte, ist so wenig ein Zufall, wie die Tatsache, daß das Schicksal einer neuen Blüte des geeinten Reiches das zugehörige Klima bereitstellt. Nur wird dieses für uns zur Katastrophe, wenn wir nicht besser mit unserem Wasser zu wirtschaften lernen. Die Lage ist sowieso schwieriger als im Mittelalter, weil seither der Schwerpunkt landwirtschaftlicher Erzeugung sich nach dem an sich zu trodenen Osten verlagert hat.

Daß aber das Maß erst richtig voll werde, dafür sorgt eine andere allgütige Naturerscheinung: Wo einmal das Gleichgewicht gestört ist, da arbeitet alles mit, die Extreme zu verstärken; ein Land, das trocken werden will, meiden die Wolken; sie sammeln sich dort, wo es schon zu naß ist.

Diese selbstmörderische Versteppung Deutschlands wird unterstützt durch kurzfristige Maßnahmen des Landbaus. Es ist ein gewaltiger Krieg entbrannt gegen alte Bäume, gegen Hederraine und Feldgehölze. Man glaubt, die von den Einzelbäumen und Strauchreihen eingenommene Fläche der Erzeugung von Nutzpflanzen dienstbar machen zu müssen und überfieht völlig, daß man nicht auf die Dauer 100 Prozent von einer Fläche ernten kann. Es müssen 5 oder 10 Prozent „Ledland“, wenn man es schon so nennen will, bleiben; denn diese allein gewährleisten die Stetigkeit der 90 oder 95 Prozent Ruhertrag. Hede und Feldgehölz sind in der Kulturlandschaft Ersatz für den gerodeten Wald und unerläßlich zur Erhaltung des Lebensgleichgewichts und damit der dauernden Ertragsfähigkeit von Wiese und Acker. Sie brechen den Wind, erhalten damit Tau und Bodenkohlensäure, verhindern das Aushagern der Böden und sind der Lebens- und Nistraum der ganzen Kleintier- und Vogelwelt, die billiger und sicherer und naturgemäßer als die ganze chemische Industrie das Aufkommen tierischer Schädlinge verhindert. Innerhalb der letzten 60 Jahre ist unser Bestand an insektenfressenden Singvögeln auf  $\frac{1}{10}$  oder gar  $\frac{1}{20}$  zusammengesunken. Schuld daran ist ausschließlich der Verlust an Nistraum in Heden und alten Bäumen. Diese Vögel sind durch chemische Schädlingsbekämpfungsmittel nicht zu ersetzen; nimmt deren Verwendung in arithmetischer Reihe zu, so vermehren sich die Schädlinge in geometrischer: das Kennen ist für das Ungeziefer längst entschieden. Das Einzige, was der Bauer früher für Schädlingsbekämpfung zu leisten hatte, waren die paar Gabeln Heu oder Getreide, die er auf der Stelle der alten Heden jetzt glaubt ernten zu können. Nur mittels solcher Feldgehölze ist im ostdeutschen Raum Bauernland zu schaffen —



Die Wehrkirche zu Waltersdorf,  
eine der schönsten Kirchen im Teltow. In der Gliederung groß und klar, in der Ausführung sauber. Ein Meisterstück der ersten namenlosen deutschen Siedler.

nicht mit Giftgasen der Industrie — und nur mittels neuer Wallheiden im Emsmoor ein voller Erfolg der Kulturarbeiten zu erzielen. Wenn aber heute ein Kulturingenieur wirklich ein paar Bäume und Sträucher am neuen Bachgerinne stehen läßt, so schlägt sie nachher der Bauer weg. Der alte möchte sie wohl erhalten, wiewohl er keinen Grund mehr dafür weiß. Das Regiment auf dem Hof führt aber der junge, der durch die Schulen gegangen ist. Kulturgeschichtlich ist solche Einstellung durchaus zu verstehen; immer erfaßte der jeweilige Zeitgeist das Land ein oder zwei Menschenalter später als die Stadt.

Für uns als Volk aber geht es heute um Sein oder Nichtsein; wir können es uns nicht leisten, erst durch Schaden klug zu werden.

Wohin die Reise geht, dafür liefert Nordamerika gerade in den letzten Jahren ein erschütterndes Beispiel. In der Sucht nach 100prozentiger Ernte hat man in den weiten Prärien des Westens, auf denen einst die Millionenherden der Bisons weideten, jeden Baum, jeden Strauch, jedes Büschel des wilden Büffelgrases ausgerottet, um dafür Weizen zu bauen.

Heute ist das riesige Land verlassen und wird zur Wüste. Der einstige Weizenboden ist eine Beute des Windes geworden

und zieht in schwarzen Staubstürmen seit Jahren über den halben Kontinent, um im Atlantischen Ozean sinnlos zu versinken. Am 11. Mai 1934 allein wurden 300 Millionen Tonnen fruchtbarer Mutterbodens fortgeweht. 45 Millionen Hektar Ackerland in Illinois, Ohio, Maryland und North Carolina sind vernichtet, 55 Millionen Hektar sind schwer geschädigt, 45 Millionen von Vernichtung bedroht<sup>\*)</sup>. Die amerikanische Regierung will mit einem Aufgebot von 650 000 Mann Arbeitsdienst Milliarden von Bäumen neu auspflanzen, um damit das immer weiter nach Osten fortschreitende Zurückweichen der Kulturgrenze aufzuhalten. Sie wird scheitern, weil auch diese Rettungsmahnahmen rein mechanistisch angepaßt werden.

Soviel über die physischen Auswirkungen der Wasserwirtschaft von gestern; die metaphysischen sind nicht besser.

Wenn die Wasserbautechnik unvollkommen sein soll, weil sie nur einen Teil des Wesens Wasser erfaßt hat, so müßte dies daran sich zeigen, daß ihre Werke unschön sind, nach dem unwiderleglich richtigen Satz: „Was häßlich ist, ist technisch falsch“, dessen Wahrheit an jedem Werkzeug, jeder Maschine, jedem

<sup>\*)</sup> H. S. Person: Little Waters; Washington 1936.

Flugzeug zu erhärten ist. Nun, an der Tatsache, daß nicht leicht ein Zweig der Technik soviel landschaftliche Schönheit Deutschlands in ihr Gegenteil verkehrt hat wie der Wasser- und der Kulturbau, ist nicht zu rütteln. Es gibt wunderschöne alte Mühlgräben und Wildbachverbauungen; Zement und Dampfbagger aber haben geholfen, die Häßlichkeit nackter mathematischer Dämme, wüster Steinwürfe und Betonverkleidungen ins Unerträgliche zu steigern. Nun kommt noch die Bitumen-Industrie und beweißt zusammen mit der Wasserbauwissenschaft, daß Asphalt der beste Werkstoff ist zur Befestigung der Ufer von Wildflüssen — hier aber scheiden sich die Geister! Es handelt sich nicht um Baustoffrezepte, sondern um die Frage: Was wird aus der Seele eines Volkes, dessen Alpenströme in Asphaltgerinnen laufen?

Daran mögen die Führer der Wasserwirtschaft im Dritten Reich denken, daß von ihrem Tun nicht nur das leibliche Dasein des deutschen Volkes bestimmt wird, sondern auch das Sein oder Nichtsein deutscher Seelenhaltung. Die Versteppung der deutschen Landschaften, ihre Ausräumung und Ausräuberung, der Ersatz naturgeschaffener Formen durch errechnete mathematische Gebilde, die „Maschinenlandschaft“ bedeuten ja nicht nur die Zerstörung unserer landwirtschaftlichen, gärtnerischen und waldbaulichen Lebensgrundlagen, sondern auch die Vernichtung aller Schönheit Deutschlands, die Angleichung der unendlich reichen und mannigfaltigen deutschen Landschaften an die öde Leere russischer oder amerikanischer Steppen. Damit aber verliert die deutsche Seele ihre Heimat, verliert sie jene großartige Helferin, von der ihr in aller Not immer wieder Kräfte des Aufbaus und der Hoffnung zugewachsen sind; dann muß sie doch noch zur Beute werden eines ostischen oder westischen Materialismus. Und damit würden die gewaltigen Anstrengungen, das deutsche Volk gerade von diesen Abgründen zurückzureißen, am Ende vergeblich gewesen sein.

Wer so scharfe Kritik übt, muß auch einen Weg zum Besseren zeigen können. Und der liegt in dem Satze: „Das Naturnähere ist immer das technisch Vollkommenere und das auf die Dauer allein Wirtschaftliche.“

Nicht der Bau riesiger Talperrn ist ein Heilmittel für die heutigen und die kommenden Schäden. Diese sind richtig in den Steinwüsten von Colorado und Texas; in unserm Land sind sie Fremdkörper, die der gleichen mechanistischen Weltanschauung entspringen, die hier als lebensfeindlich und fürderhin unmöglich erwiesen wurde. Naturnäher sind die Wühlweiber und Fischteiche, die in ganzen Treppen einst die Täler des Sügellandes erfüllten, die weder im Bau noch im Unterhalt die Allgemeinheit auch nur einen Pfennig kosteten. Naturnäher ist es, mit allen Mitteln — die immer einfach und billig sind — allen zeitweiligen Ueberschuß an Oberflächenwasser überall festzuhalten und im Grundwasserstrom aufzuspeichern, damit er nicht anders als durch Wurzeln und Blätter der Pflanzen in Wald, Acker und Wiese wertschaffend wieder in den Luftraum zurückkehren kann. Naturnäher ist es — und billiger! — die landschaftsfremde Gerade wieder zu verlassen und so sehr dem alten Bach- und Flußlauf angenähert zu bleiben, daß kaum ein Baum gefällt, daß keine Grundschwelle eingebaut werden muß. Und hängen sich im naturfernen Tun an jeden Fehler immer noch schlimmere an, so bringt im naturnahen jeder Gewinn eine ganze Kette neuer, oft ungeahnter. Verzichtet der Wasserbauer auf die Gerade, so kann Baum und Busch bleiben, und mit ihnen die alte Landschaftsschönheit, die nichts anderes ist als der äußere sichtbare Ausdruck ihrer inneren technischen und biologischen Vollkommenheit. Fällt die Gerade, so braucht es auch keine Grundschwelle, und damit bleibt der Fisch in seinem angestammten Reich. Mancher Forellenbach brachte mehr Ertrag, als je durch seine „Regulierung“ an landwirtschaftlichen Werten gewonnen werden kann. Bleiben Busch und Baum und Vogel und Fisch, so bleibt Lebendigkeit und Gesundheit und immerwährender Ertrag. Und dann bleibt auch Deutschland ein Land der Jugend.

Wenn einmal die ganze deutsche Jugend wieder durch die Schule von Feld, Wald und Wiese gegangen sein wird, dann wird ein Hunger nach unberührter Landschaft in Deutschland sein, den niemand heute ermessen kann. Eine naturnahe Technik, Landwirtschaft und Forstwirtschaft haben es in der Hand, Deutschland statt zu einer Maschinenlandschaft zu einer Heimat zu machen, in der die deutsche Jugend alles findet, was allein sie zu deutschen Menschen heranzubildet, zu einer Heimat, in der jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau nicht nur den Arbeitsplatz, sondern mit jedem Blutstropfen die unverstehliche Quelle aller Kraft und Freude und Schönheit verteidigt.

## Semnonendorf wird bei Kablow ausgegraben

Um die urgermanische Besiedlung des Bodens, auf dem die jetzt 700jährige Stadt Berlin steht, durch einen neuen Beweis zu erhärten, hat Oberbürgermeister und Stadtpräsident Dr. Lippert die Ausgrabung einer neu entdeckten Semnonen-Siedlung auf dem Wederberg bei Kablow unweit Königs Wusterhausen in Angriff nehmen lassen. Die Leitung der Arbeiten hat der Abteilungsdirektor am Märkischen Museum Dr. Gandert. Die Grabungen hatten bereits in den ersten Tagen recht bemerkenswerte Anfangserfolge. Man hat es auf dem Wederberg bei Kablow mit einer großen geschlossenen Siedlung zu tun. Obwohl in den vergangenen Jahren bereits erhebliche Teile durch Unachtsamkeit zerstört wurden, sind noch etwa vier Morgen für die Ausgrabungen erhalten geblieben. Bisher konnte eine Fläche von etwa 100 Quadratmetern in einem 10 Zentimeter tiefen Streifen abgedeckt werden. Deutlich heben sich bereits zahlreiche Pfostenlöcher ab, nach denen die Grundrisse der einzelnen Gehöfte festgelegt werden können. Ferner wurde eine Herdstelle freigelegt. Eisenstücke und Raseneisenerze weisen darauf hin, daß in unmittelbarer Nähe auch ein Eisenschmelzofen mit Werkstatt liegen muß. Endlich hat man auch gewisse Hinweise für die vermutliche Lage der Grabstätten, die ja erfahrungsgemäß reichhaltiges Fundmaterial ergeben. Nördlich der Ausgrabungsstelle ist man auf Feuersteinfunde und Tonfärbchen gestoßen, die darauf schließen lassen, daß sich unter der Semnonen-Siedlung eine wesentlich ältere germanische Siedlung, etwa aus der mittleren Steinzeit (bis 10 000 vor der Zeitenwende), befindet. Die Grabungen dürften im Frühjahr nächsten Jahres beendet sein.

Die Anfangserfolge sind so befriedigend, daß die Berliner Stadtverwaltung in Erwägung zieht, die ursprüngliche äußere Gestalt der Siedlung wenigstens zum Teil wiederherzustellen und eines oder mehrere Gehöfte nach den aufgefundenen Grundrissen baulich zu rekonstruieren.

## Wie Tornows Idyll entstand

Am Südwestabhange des Teupitzer Sees lag früher eine kleine Landwirtschaft, deren Besitzer sich schlecht und recht von seiner Hände Arbeit ernährte. Nebenbei besaß er noch eine kleine Ziegeleianlage. Die Steine wurden im Handbetrieb im Sommer hergestellt und dann in dem kleinen Ziegelofen gebrannt. Als aber in dem nahen Töpchin die ersten Ringofenziegeleien entstanden, wo nicht bloß Tausende, sondern Millionen von Ziegeln im Jahre entstanden, war es mit dem Ziegeleibetrieb des alten Tornow, so hieß der damalige Besitzer, zu Ende; denn der Großbetrieb machte ihn tot.

Mit sorgengefurchter Stirn kam er eines Sonntags zu seinem alten Bekannten, dem früheren Lehrer Koch in Töpchin, und klagte ihm seine Not. Und Koch wußte Rat. Er rief dem alten Tornow, am Ufer des Teupitzer Sees ein Gasthaus zu erbauen und half ihm auch mit den nötigen Geldmitteln. Ja, jedes Kind muß auch einen Namen haben! Auch da half Koch. „Du heißt Tornow; so nenne es doch Tornows Idyll.“ Ein Idyll war das Fleckchen ja auch tatsächlich. Koch kannte das schöne Mähchen ganz genau, weil er in stillen Stunden oft dahin gepilgert war, um sich an dem prächtigen Landschaftsbilde zu erquiden. Hatte er einmal Besuch, so führte er auch diesen zu seinem Lieblingsplätzchen.

Der alte Tornow entpuppte sich als tüchtiger Geschäftsmann. Ringsherum wurden Bäume und Gesträuch angepflanzt, um für seine Gäste lauschige Plätzchen zu schaffen, damit sie sich bei ihm wohlfühlten. Die alten Baumbestände am See wurden fleißig benutzt. Die hohe Eiche wurde mit einer Treppe zum Besteigen versehen und hieß nun Turmeiche. Halb über dem Wasser hängende Lauben wurden mit urwüchsigem Rarnen bedacht. Daß er auch mit Getränk, Kost und Bedienung seiner Gäste auf der Höhe war, bewies der von Jahr zu Jahr sich steigende Verkehr. Vater Tornow ruht bereits von seinem Erdenströmen seinen letzten Schlaf; aber jüngere Kräfte sind an seine Stelle getreten und legen das Werk fort.

(Wir von einem Freunde mitgeteilt und ich habe es neu erzählt. Ad. Kammann.)

Einwendungen und Anfragen sind zu richten an Richard Kiefer, Gröben, Post Ludwigsfelde.